

**Michael  
Hasenpusch**

# **Damen- programm**

**Nichts für schwache Männer**



**Roman**

**KNAUR** 

Das Zitat auf Seite 5 stammt aus:  
Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben.  
Deutsche-Verlags-Anstalt DVA, München 1999

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Damenprogramm« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



Originalausgabe September 2014  
Knaur Taschenbuch  
Copyright © 2014 Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Illustration: Shutterstock/newart-graphics  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51622-5

Übrigens hat uns eine Putzfrau schon  
nach kurzer Zeit den Dienst verweigert.  
Sie könne nicht in einem Haushalt tätig sein,  
in dem die Frau täglich zur Arbeit gehe,  
der Mann aber immer zu Hause sitze und Romane lese.

Marcel Reich-Ranicki, »Mein Leben«

*Für E.*

# Ghana







## Die Businessclass

**N**och nie habe ich mich so lang ausstrecken können. Ich versuche, das letzte Quentchen Beinlänge aus den Kniegelenken herauszuholen, schiebe das Becken auf dem Sitz nach vorne, bis mein Hintern nur noch halb auf der Kante sitzt. Kippe die Füße vorwärts und taste mit den Zehen. Sie finden kein Hindernis. Die Businessclass – unendliche Weiten!

Auch, wenn ich nach links aus dem Fenster schaue. Der Himmel biegt sich um die Erde, die in alle Richtungen von einem sandfarbenen Teppichboden bedeckt zu sein scheint. Das Mittelmeer ist nur noch ein blauer Farbtupfer in der Erinnerung.

Aus dem Kopfhörer dringen Lärmfetzen eines Films. Wegen des Rauschens der Düsen höre ich fast nichts. Johanna liegt neben mir und schläft. Wir sind drei Stunden von Deutschland und noch drei Stunden von unserem Ziel entfernt. Genauso fühle ich mich. Irgendwo dazwischen. Wir fliegen dorthin, wo hartgesottene Touristen Abenteuerurlaub machen. Die kehren nach zwei Wochen zurück in ihre verregnete Gemütlichkeit und schwärmen von exotischen Menschen, Tieren, Landschaften. Wir werden unsere zweimal dreiundzwanzig Kilogramm zuzüglich Handgepäck auspacken und bleiben. Der Rest unserer Habe

schwimmt uns hinterher in einem blauen Seefracht-Container, von dem die Farbe abblättert.

Es ruckelt, wir fliegen durch Turbulenzen. Habe ich die Gläser auch gut genug verpackt? Hätte ich vielleicht doch mein Fahrrad mitnehmen sollen? Musste ich wirklich meine Sammlung guter Whiskys zu Hause lassen? Unser Fuhrunternehmer hatte uns eindringlich gewarnt: »Denken Sie an die Einreisebestimmungen! Wenn der Zoll Alkohol im Container findet, gibt's Ärger!« Nach einem Blick in die Hausbar war der Fall klar: Wir brauchten Hilfe. Wir luden unsere Freunde auf einen Abschiedsumtrunk im Hof hinter unserem Haus ein. Es war schön, alle noch einmal zu sehen. Nur getrunken haben sie fast nichts. Vielleicht sind wir mittlerweile zu alt, zu vernünftig oder beides. Immer wenn ich fragte, ob es vielleicht doch noch ein Gläschen guten Obstlers sein dürfe, bekam ich als Antwort, man müsse noch fahren, trinke sowieso nur noch ganz selten oder nehme, wenn überhaupt, dann lieber ein Gläschen von diesem exzellenten Zacapa-Rum, falls wir den dahätten. Hatten wir aber nicht, und am Ende waren die Flaschen immer noch voll. Das meiste kippte ich kurz nach Mitternacht in den Gully. Danach glaubte ich, die Ratten eine beschwipste Polonaise durch die Frankfurter Kanalisation tanzen zu hören. Mit meiner Bodensee-Mirabelle. Die teuren Whiskyflaschen packte ich in einen grünen Plastikeimer und überreichte diesen zum Abschied feierlich meinem Vater.

»Wie weit ist es noch?« Johanna dreht sich auf dem Nebensitz um und sieht mich verschlafen an.

»Die Hälfte haben wir.«

»Aha«, sagt sie und schläft wieder ein.

Sie kann im Flugzeug schlafen. Ich nicht. Vor einigen Jahren habe ich mich einmal akribisch auf einen sehr langen Flug vorbereitet. Habe eine große, weiche Schlafbrille eingepackt, mir Schlaftabletten verschreiben lassen.

»Damit sind Sie acht Stunden weg, garantiert«, hatte der Arzt versprochen. Während des Fluges nahm ich eine Tablette und setzte die Brille auf. Drei Stunden lang saß ich mit offenen Augen hinter dem flauschigen Vorhang und schlief keine Sekunde. Ich starrte auf die Rückseite der Schlafbrille und langweilte mich fürchterlich. Seitdem lasse ich beides weg und genieße das Bord-Entertainment. Die Flugzeiten berechne ich nicht mehr in Stunden, sondern in Filmen. Ein Flug von Frankfurt nach New York ist lang genug für drei, einer von Frankfurt nach Johannesburg reicht für vier. Für alle drei »Herr der Ringe«-Filme in der Extended Version werde ich nach Tokio fliegen müssen.

Ich betrachte Johanna neben mir. Streiche ihr eine Strähne aus dem Gesicht. Vor vier Jahren haben wir uns kennengelernt, sind vor drei Jahren zusammengezogen. Heiraten? Mal sehen. Ich hatte mich auf ein geruhsames Restleben eingerichtet, zwischen Steuererklärungen, Einkaufen im Bioladen, Theater-Abonnement (und dann doch nicht hingehen) und zweimal Urlaub im Jahr. Spießig? Papperlapapp. Gegen ein bisschen Regelmäßigkeit im Leben ist doch nun wahrlich nichts einzuwenden. Und nun das: Elf Kilometer hoch fliegen wir in die falsche Richtung. Es geht nach Süden, nicht nach Norden, nicht nach Hause, sondern von dort weg. Das hatte ich nicht kommen sehen. In der Liebe warnen weder Beipackzettel noch Arzt oder Apotheker vor den Nebenwirkungen.

Johanna ist aufgewacht. Sie stupst meinen Arm. Ich nehme den Kopfhörer ab.

»Was machst du?«, fragt sie.

»Bisschen nachdenken«, sage ich und schaue auf den Bildschirm, auf dem der Film stumm weiterläuft.

»Das Übliche?«

»Hm.«

»Aussteigen geht nicht mehr.«

»Sehr witzig.«

Sie legt ihre Hand auf meine, kringelt sich auf dem Sitz zusammen, so gut es geht, und döst wieder weg.

Sie ist für Abenteuer immer zu haben gewesen. Wandern in Usbekistan, Mountainbiking in der Atacama-Wüste und Riverrafting in Kanada. Das ist alles schon ein paar Jahre her. Jetzt konzentriert sie sich auf ihre Karriere. Afrika, Ghana ist der nächste Schritt. Schön für sie. Und ich? Wandern gehe ich auch gerne, aber lieber in Südtirol. Mountainbiking, ja, aber warum denn nicht im Rheingau? Und Riverrafting? Mit zwanzig kreischenden Leuten auf einem besseren Luftballon über Stromschnellen rutschen? Vielen Dank auch.

Ich halte Händchen und beginne mit dem zweiten Film. Nach einer Weile ist mir langweilig. Da finde ich sogar mein eigenes Leben interessanter. Karrieremäßig ist Ghana für mich auch ein Riesenschritt. Wenn ich nur wüsste, wohin. Ich habe meinen Job aufgegeben und folge meiner Frau ins Ausland. Freunde und Kollegen wollten wissen, was ich da eigentlich machen will. Ich habe immer noch keine Ahnung, aber das kann ich mittlerweile auf viele verschiedene Arten sagen: Mal sehen. Schauen wir mal. Sieht man dann. Kommt noch. Das ergibt sich.

Johanna hat nie gesagt, ich könne ja auch zu Hause bleiben. Wäre das eine Option gewesen? Zweimal im Jahr die siebentausend Kilometer per Flugzeug fliegen und den Rest der Zeit mit Skype überbrücken? Ich bin schon gerne mal allein. Aber das Alleinsein ist doch viel einfacher, wenn man nur so tut, als ob. Komischerweise habe ich ihr nicht ein einziges Mal vorgeschlagen, sie könne ja auch daheimbleiben.



## Das Mitbringsel

**A**ccra, 32 Grad, 83 Prozent Luftfeuchtigkeit, die Frisur sitzt wie ein feuchter Wischmopp.

Nach der Landung in der ghanaischen Hauptstadt öffnen die Flugbegleiter die Türe zur Außensauna. Wo sind denn nur diese Obstschnitze, die sonst immer zum Aufguss gereicht werden? Wir steigen die Gangway hinab und gehen ein paar Schritte zum Terminal. Es ist ein gut abgehangenes Gebäude aus den siebziger Jahren. Am Eingang steht ein Schild mit der Aufschrift »Akwaaba«. »Das heißt ›Willkommen‹«, sagt Johanna, die Reiseführer immer sehr genau liest. Kräftige Klimaanlage föhnen mir die verschwitzten Haare im Vorbeigehen zum Seitenscheitel.

Die Schlange vor der Passkontrolle zieht sich. Das gibt mir Zeit, mir über das kommende Gespräch mit dem Grenzbeamten hinter dem Einreiseschalter Gedanken zu machen. Freundlich sein, haben erfahrene Afrika-Reisende uns geraten. Zu Offiziellen sollen wir immer sehr, sehr freundlich sein. Es kann auch nicht schaden, hin und wieder ein »Sir« oder »Ma'am« hinzuzufügen. Und, ganz wichtig: Unter allen Umständen sollen wir den Strich auf dem Boden beachten, der die Wartenden in respektvollem Abstand zum Einreiseschalter hält.

Vor mir und dem Schalter sind noch drei, noch zwei, dann nur noch ein Mitreisender. Ich starre auf den gelben

Strich auf dem Boden, dem ich immer näher komme. Nach siebentausend Kilometern ist er die magische Grenze. Was liegt dahinter? Man wird sehen. Der Strich sieht aus, als wäre er kürzlich erst frisch nachgemalt worden. Ein seltsamer Kontrast zum Rest des Flughafens. Gedankenverloren kratze ich mit dem Schuh daran. Da geht die Farbe ab.

In diesem Moment ruft der Beamte: »Nächster!« Ich verkrampfe. Kaum hier, schon habe ich den Flughafen beschädigt. Ob das strafbar ist? »Nächster!«, wiederholt der Beamte etwas lauter. Die schwitzende Menge hinter mir murrte. Johanna gibt mir einen kleinen Schubs und sagt: »Na los doch.«

Den ersten Schritt in die neue Welt habe ich mir dramatisch ausgemalt: Violinisten fiedeln Speedmetal, Pauken durchbrechen die Schallmauer, ergriffen schnäuzt sich das Publikum, als ich die afrikanische Bühne betrete. Jetzt stolpere ich hektisch über den Strich vorwärts. Ich will schließlich nicht zu spät zu meiner eigenen Einreise kommen. Ich zerre am Handgepäck, das Handgepäck zerzt zurück. Weil mir meine schwere Umhängetasche die Luft abschneidet, erreiche ich den Tresen röchelnd. Mit gequältem Lächeln sage ich: »Guten Abend, Sir« und lege meinen Reisepass auf den Tresen.

Der Grenzbeamte nimmt ihn, blättert vor und zurück auf der Suche nach dem Visum, schaut mehrfach von mir zum Bild im Pass und wieder zurück.

Dann sieht er mich an und fragt: »Und was haben Sie mir mitgebracht?«

An dieser Stelle habe ich eigentlich die Frage erwartet, warum ich nach Ghana reise. Die korrekte Antwort wäre: »Ich werde hier leben.« Jetzt habe ich aber nur ein Visum für drei Monate, die Aufenthaltsgenehmigung für zwei Jahre bekommen wir später. Um Missverständnisse zu vermei-

den, haben Johanna und ich deshalb vereinbart, bei der Einreise zu behaupten, wir seien Touristen. Hinter meinem festgeschraubten Lächeln habe ich diese Antwort schon vorbereitet. Jetzt würge ich sie herunter. Ich weiß nicht, was der Beamte mir sagen will. Was könnte ich ihm denn mitbringen, abgesehen von meinem Pass und dem Visum darin? Vielleicht einen Strauß Blumen, eine Schachtel Pralinen oder eine Flasche Obstler?

Als Sohn meines gutbürgerlichen Elternhauses weiß ich: Bei einer Einladung bringt man dem Gastgeber eine Kleinigkeit mit. Aber doch nicht einem Grenzbeamten. Und wieso nur ihm? Warum nicht gleich dem ganzen Land? Vielleicht wäre es möglich, nur mal so als Idee, über ganz Ghana per Flugzeug ausreichende Mengen Mitbringsel abzuwerfen. Zum Beispiel Haribo-Goldbären. Die kommen weltweit gut an.

Vor unserer Abreise haben wir sämtliche erhältlichen Reiseführer gelesen. Auch haben wir ein Training absolviert, das uns auf die neue Kultur vorbereiten sollte. Ich versuche mich an irgendetwas Nützliches zu erinnern. Mir fällt aber gerade nur die Geschichte mit dem kranken Kind ein.

Ich befinde mich irgendwo in Afrika in einem kleinen Dorf auf dem Land. Ein Kind wird krank. Es besteht Lebensgefahr. Warum ich dort bin, habe ich vergessen. Wichtig ist: Ich habe das einzige Auto weit und breit. Die Eltern des Kindes bitten mich um Hilfe. Natürlich helfe ich gerne, will schon losbrausen, aber so einfach ist das nicht. Zehn Kilometer links die Straße entlang wohnt der Zauberdoktor, zehn Kilometer nach rechts befindet sich das Krankenhaus. Die Eltern glauben an den Zauberdoktor, ich an die Schulmedizin. Fahre ich nach links und die Magie versagt, ist es zu spät, das Kind zum Krankenhaus zu bringen. Fah-

re ich nach rechts und das Kind stirbt im Krankenhaus, werden die Eltern mir die Schuld geben.

Was tun in diesem Fall? Die richtige Antwort weiß ich nicht mehr. Vielleicht gab es gar keine. Das war nur eine Übung, die mich für die andere Kultur sensibilisieren sollte. Gerade jetzt fühle ich mich extrem sensibilisiert. Eines weiß ich ganz genau: Es war nie die Rede davon, dass ich einem Grenzbeamten etwas »mitbringen« sollte.

Ich habe eine Idee: Vielleicht meint er den gelben Impfpass, den ich in der Tasche habe und der sich wie die Charts tödlicher Krankheiten liest: Hepatitis, Typhus, Tollwut, Gelbfieber, Polio und – als Neueinstieg dieser Woche auf Platz drei – Masern. Als der Arzt in der reisemedizinischen Praxis meinen Impfpass sehen wollte, hatte ich geantwortet, ich wüsste nicht einmal, ob ich einen habe. Immerhin konnte ich mich daran erinnern, als Grundschüler einmal einen bitter schmeckenden Zuckerwürfel von einem Teelöffel geschluckt zu haben. Auch die Narben von der Pockenimpfung an meinem Oberarm waren gut sichtbar. Das sei wirklich überaus hilfreich, lobte mich der Arzt, gab mir einen neuen Termin und den Auftrag, meinen Impfpass zu suchen.

Zu Hause durchkramte ich die gesammelten Ausweise und andere Dokumente meines Lebens, die in einer Schachtel ganz hinten in der Schreibtischschublade lagen. Mehrere Bibliotheksausweise. Mein Studentenausweis. Die Karte fürs Fitnessstudio, vor vier Jahren abgelaufen. Die Essenskarte für die Mensa, wahrscheinlich noch Guthaben für ein Stammessen darauf. Mein gelber Schülerschein, ich mit langen Haaren und Kifferblick. Dabei habe ich gar nicht gekifft. Ich habe nur so ausgesehen. Mein erster Führerschein, der graue Lappen, der auch in trockenem Zustand immer einen klammen Eindruck hinterließ. Mein al-

ter Reisepass, den ein freundlicher Herr vom Einwohnermeldeamt erst durchlöcherte, bevor er »Ungültig« darauf stempelte. Das Sparbuch, das mir mein Großvater schenkte, als ich zehn war. Er hatte fünfzig D-Mark eingezahlt. Einige Jahre später hob ich sie ab und kaufte mir zwei Schallplatten. Die Schallplatten habe ich noch. Opa nicht mehr.

Ein Impfpass war nicht dabei, sorry, Doc. Mit dieser schlechten Nachricht ging ich zum nächsten Termin.

»Prima«, sagte der Reisemediziner, »dann müssen wir ja ganz von vorne anfangen.« Ein Dutzend Impfungen und ein paar hundert Euro später besah sich Johanna meinen Arm und sagte nur: »Junkie.«

Ob der ghanaische Grenzer vielleicht meinen Impfpass sehen will? Ich hätte nichts dagegen, ich habe hart darum gekämpft. In Gedanken spiele ich den Dialog durch:

»Und was haben Sie mir mitgebracht?«

»Meinen Impfpass. Hier, bitte sehr.«

»Oh, vielen Dank! Das wäre wirklich nicht nötig gewesen.«

Nein, das klingt auch nicht richtig. Nächste Idee: Vielleicht will der Grenzbeamte, dass ich zollpflichtige Waren angebe. Aber ich habe keine. Außerdem sehe ich den Zollschalter etwas weiter hinten in der Ankunftshalle. Das kann es also auch nicht sein.

Hilfesuchend sehe ich mich um. Johanna steht ordnungsgemäß hinter dem Strich und hat nichts von alledem mitbekommen. Sie sieht nur, dass es nicht weitergeht. Auf ihrer Stirn, direkt über der Nase, bildet sich jetzt ein kleines Fältchen. In diesem frühen Stadium ist es für andere kaum zu sehen. Aber ich kenne es genau und weiß, dass dahinter ein Gedanke heranreift, gekrönt von einer kleinen, schwarzen Gewitterwolke. Rasch wird sie größer.

Normalerweise lege ich in solchen Fällen schnell meinen Daumen auf die Stelle und mache dazu ein zischendes Geräusch, etwa wie ein Dampfbügeleisen. Das soll das Fältchen glätten helfen und jeden Anflug von Zorn im Keim ersticken, eine Art vorbeugender Blitzableiter. Dafür steht Johanna aber zu weit weg. Zurück über den Strich will ich auch nicht. Sonst fällt noch jemandem der Kratzer in der Farbe auf. Beim Grenzbeamten bildet sich jetzt ein ganz ähnliches Fältchen oberhalb der Nase. Ob ich vielleicht schnell den Daumen ...?

Mangels besserer Ideen antworte ich auf seine Frage: »Mitgebracht? Wieso? Äh? Ähem. Nichts?« Kleine Pause. Ich füge schnell ein »Sir« hinzu. Wer weiß, wozu es gut ist.

Da sagt er, ohne weitere Nachfragen: »Willkommen in Ghana« und gibt mir meinen Pass zurück.

Und was ist jetzt mit meinem Impfpass?

»Nächster!«

Bei Johanna geht alles viel schneller. Sie lächelt den Mann an, er lächelt zurück, blättert durch ihren Pass, beide wechseln ein paar Worte, dann ist sie durch.

»Was war denn los?«, fragt sie.

»Keine Ahnung, er wollte wissen, ob ich ihm etwas mitgebracht habe.«

»Ach, korrupt ist er auch noch? Na, das ist ja ein tolles Willkommen.«

»Meinst du wirklich, der wollte Geld?«

Johanna ist in ihrem Leben schon viel mehr und in viel abenteuerlichere Länder gereist als ich. Das Abenteuerlichste in dieser Hinsicht habe ich als Jugendlicher bei einem Besuch in Ostberlin erlebt, als zwei etwas beleibte Herren in verratzten Lederjacken mich in der Nähe der Museumsinsel darum baten, ihre Ost- in Westmark umzutauschen. Warum nicht?, dachte ich und freute mich über den ersten echten

Kontakt zur lokalen Bevölkerung. Dabei war der Schwarzumtausch von Devisen bei Strafe verboten. Außerdem hatte ich nun noch mehr Geld, für das ich nichts kaufen konnte. Ich feierte meine glückliche Rückkehr in den amerikanischen Sektor in der Jugendherberge am Wannsee bei einer lauwarmen Fanta und fühlte mich ganz schön abenteuerlich.

Auf den afrikanischen Kontinent habe ich vor dem heutigen Tag noch nie einen Fuß gesetzt. Korruption kenne ich nur aus Mafia-Filmen.

»Natürlich wollte der Geld. Was denn sonst?«, fragt Johanna.

»Aber er hat mich ja einreisen lassen. Auch ohne, dass ich ihm etwas gegeben habe.«

»Er hat es eben probiert. Aber du bist hart geblieben«, lobt sie mich.

»Absolut. Knallhart. Mit mir nicht«, bestätige ich.

Während wir weiter in Richtung Ausgang gehen, rekapituliere ich die Ereignisse. Ich wollte bei der Einreise ein bisschen tricksen und habe den Flughafen beschädigt. Dafür wollte ein korrupter Grenzbeamter Geld von mir. Er hat von mir nichts bekommen, ich durfte einreisen und musste den Flughafen nicht neu streichen. Ghana und ich, wir sind erst einmal quitt, finde ich.

Als wir den Flughafen betreten haben, war es noch hell. Jetzt, da wir ihn verlassen wollen, ist es dunkel. In den Tropen dämmt es schneller, als ein Grenzbeamter ein Visum abstempeln kann. Mit je zwei großen Rollkoffern im Schlepptau und schweren Umhängetaschen um den Hals treten wir aus der Tür auf einen spärlich beleuchteten Vorplatz. Zweihundert Männer stehen da im Halbkreis. Ihre dunklen Gesichter starren in unsere Richtung.

Ein Fahrer soll uns abholen. Wir wissen nicht, wie er aussieht. Er muss irgendwo unter den wartenden Männern

sein. Die meisten von ihnen halten Pappschilder in den Händen. Wir starren uns an, die zweihundert und wir, und warten. Dann löst sich endlich ein nicht sehr großer, ziemlich Dünnere aus der Menge und kommt auf uns zu. Er trägt ein Schild vor sich her, auf dem Johannes Nachname steht. Während er näher kommt, deutet er erst auf uns, dann auf das Schild und macht ein fragendes Gesicht. Wir antworten, indem wir erst auf das Schild, dann auf uns deuten und dazu nicken.

»Willkommen in Ghana«, sagt er. »Ich bin Kofi und bringe Sie zum Hotel.« Wir schütteln uns die Hände. Er greift sich zwei Gepäckstücke. Gemeinsam gehen wir Richtung Parkplatz.

Ich bin neugierig, will außerdem Konversation machen und frage, ob der Name Kofi denn irgendeine Bedeutung habe.

»Ja, mein Name bedeutet ›Freitag‹«, sagt Kofi.

»Wie kommt das denn?«, platze ich, interkulturell völlig unsensibel, heraus, weil ich sofort an Robinson Crusoe denken muss.

»Weil bei uns die Kinder nach den Wochentagen benannt werden, an denen sie geboren werden«, sagt Kofi.

Weitere Männer gesellen sich zu unserer kleinen Prozession und helfen tragen, schieben und rollen. Sie sind mit einem Mal wie selbstverständlich da. Niemand sagt etwas. Ich wundere mich, bin aber wegen des Versagens des interkulturellen Unterrichts verunsichert. Vielleicht macht man das ja so hierzulande. Ich schaue Kofi von der Seite an, versuche herauszufinden, ob er sich auch darüber wundert. Er scheint aber ganz unbesorgt und geht ruhig weiter. Also mache auch ich mir keine Sorgen und trabe mit.

Wir erreichen den Parkplatz. Das Auto steht einsam da. Es ist stockdunkel. Nun wird mir doch etwas mulmig.

»Kofi, sind das eigentlich Ihre Leute?«, frage ich leise und deute auf die Helfer, die schemenhaft im Licht ein- und ausparkender Autos zu erkennen sind.

»Nein, die kenne ich nicht«, antwortet er.

Wir belassen es dabei, nehmen den Männern die verbliebenen Taschen und Koffer aus der Hand und beladen mit Kofis Hilfe unser Auto. Die ungebetenen Helfer lassen wir einfach stehen.

Vom Flugplatz sind es nur ein paar Minuten zum Hotel. Vereinzelt beleuchten orangefarbene Lampen die Straße. Menschen rennen zwischen den Autos von der einen zur anderen Seite. Kleinbusse halten am Straßenrand. Autos quälen sich über hohe Bodenwellen. Wir halten an einer Ampel, die auf einer kleinen Verkehrsinsel steht. Eine Frau sitzt mit dem Rücken an den Pfahl gelehnt und hält zwei Kinder im Arm.

»Was macht sie da?«, frage ich Kofi.

»Sie übernachtet«, sagt er.

»Wieso denn hier?«

»Weil es hier im Licht der Straße sicherer ist als irgendwo im Dunkeln.«